

Ein christliches Blatt auf dem Boulevard

Wie die Schwäbische Zeitung ihre Leser heimatlos macht

Von Josef-Otto Freudenreich

Der Untertitel ist einmalig. Sie sei eine „unabhängige Zeitung für christliche Kultur und Politik“, behauptet die Schwäbische Zeitung jeden Tag auf ihrer ersten Seite, was insoweit nachvollziehbar ist, als sie sich qua Tradition der katholischen Kirche, der CDU und dem Fürsten verpflichtet sah. Was sie heute damit meint, mit unabhängig und christlich, ist dem Monopolorgan Oberschwabens nicht zu entnehmen. Dazu bedarf es eher externer Quellen, wie des Altministerpräsidenten Erwin Teufel, der sagt, er habe das Blatt, mit dem er lesen lernte, einmal sehr geschätzt, und die profunden Kommentare des so legendären wie stockkonservativen Chefredakteurs Chrysostomus Zodel sehr genossen. Oder man muss aufpassen, wenn der Verleger, Georg Fürst von Waldburg zu Zeil und Trauchburg, zur Feder greift. Sein Blatt sei eine „Bastion der christlich-konservativen Gesinnung Oberschwabens“, in einer „sturmumtosten Zeit oberflächlicher Neuerungssucht“, die unsere Gesellschaft auf die abschüssige Bahn bringe. So hat er 1993 zur Verabschiedung eines stellvertretenden Chefredakteurs gemahnt, der die Pflöcke beim Paragraphen 218 eingerammt hat. Das war nach des Fürsten Geschmack, das war die „Fahne der Vernunft“, die der adlige Großgrund- und Zeitungsbesitzer hochgehalten wissen wollte. Die blaublütige Vernunft gründet auf einem sicheren Fundament. Einem ideologischen und einem ökonomischen. Sein Haus fühle sich seit Jahrhunderten dem Christentum verpflichtet, betont der weißhaarige Herr, der laut seiner Zeitung eine respektheischende Autorität versprüht. Daneben ist er einer der wohlhabendsten Männer der Republik, Eigentümer vieler Kliniken und gewaltiger Grundstücke zwischen Oberschwaben und Alpenvorland. Außerdem ist der 79-Jährige Mitglied von CDU und CSU, Patronatsherr über etliche Kirchen, was ihn zum natürlichen Bündnispartner der Diözese Rottenburg gemacht hat, wo der Bischof stets seine Nähe gesucht hat. Walter Kasper, heute Kardinal in Rom, hat sie immer gefunden. Schon als junger Mann ist er ins fürstliche Schloss geeilt, um zu fragen, ob man den Film „Die Sünderin“ mit Hildegard Knef nicht verbieten könne. Die Schauspielerin war darin schemenhaft nackt zu sehen. Viele Jahre später, am 27. November 1998, war er wieder im Oberschwäbischen. Genauer gesagt im Hauptquartier der Schwäbischen Zeitung in Leutkirch an der Rudolf-Roth-Straße.

Man traf sich zum Redaktionsgespräch, das für Kasper ein Heimspiel unter Gleichgesinnten war, wohl vorbereitet durch den Kirchenredakteur Joachim Rogosch, der für seinen Oberhirten immer ein gutes Wort übrig hatte. Der Bischof, so formulierte er freundlich, sei „offen für andere, dabei bewußt das Eigene vertretend“. Das sollte noch seine ganz eigene Bedeutung bekommen, als Rogosch zu seinem Bischof ins Auto stieg, vom hinterherwinkenden Chefredakteur und Geschäftsführer verabschiedet, auf dem Weg zu seiner Durchlaucht. Der 41-Jährige wollte Kasper sein Herz ausschütten. Erzählen über die Zustände im Haus, über das unchristliche Verhalten jener Herren, die ihnen so fröhlich nachgewinkt hatten, und über die Unternehmensberatung Sipa, die ihm so merkwürdig erscheine. In

diesem Zusammenhang fielen die Begriffe brutales Mobbing, Nervenzusammenbrüche und Scientology. Seitdem herrsche eine bleierne Stimmung in der Redaktion, klagte der Kirchenredakteur, und dagegen möge er, Kasper, der Anwalt der Nächsten liebe, doch alles in seiner Macht stehende tun. Das tat er. Der Bischof berichtete alles brühwarm seinem Fürsten, und der befand, dass etwas unternommen werden musste. Übernommen hat das Unternehmen der Geschäftsführer Udo Kolb, der einen Brief schrieb und ihn per Boten drei Tage vor dem Heiligen Abend in Rogoschs Haus schickte. Darin enthalten die fristlose Kündigung, die den Vater von fünf Kindern wie ein Hammer traf. Er hatte das Gute gewollt und das Böse geerntet, und von Kasper nie wieder etwas gehört. Seine Eminenz äußere sich dazu nicht, antwortete ein Sprecher auf Anfragen entsetzter Journalistenkollegen, er könne nur bestätigen, dass die Geschichte dem „Tenor nach“ stimme. Auch die Schwäbische Zeitung hüllte sich in Schweigen. Erst Jahre später, als sie wieder einmal unbotmäßige Redakteure feuerte und wieder einmal von Kolb die Rede war, legte sie Wert auf die Feststellung, dass Rogosch nur noch per Anwalt mit ihr verkehren wollte und er nicht am Heiligen Abend, sondern drei Tage vorher, am 21. Dezember 1998, gekündigt wurde. Das Fest der Liebe, der blaue Brief unterm Christbaum, den fünf Kinder mit strahlenden Augen betrachteten, das wäre doch ein ungeeigneter Zeitpunkt gewesen.

Der Fall Rogosch markierte den Zeitpunkt, an dem die „Schwäbische“ aufgehört hat, eine Zeitung für Oberschwaben zu sein. Sie hätte auch im Münsterland erscheinen können. Vor ihrer Tür standen Hunderte von Menschen in der Kälte, mit Fackeln in den Händen, fassungslos darüber, wie ein vorgeblich christliches Unternehmen mit seinen Mitarbeitern umsprang. Unter ihnen auch Rupert Leser, der Fotograf des Hauses, das Auge Oberschwabens, vielfach preisgekrönt und national geachtet. Er hat es vorgezogen, nicht mehr für das Blatt zu arbeiten, dem er über Jahrzehnte ein Gesicht gegeben hat. Sein Archiv, ein wahrer Schatz von 900.000 Bildern, hat er dem Haus der Geschichte in Stuttgart übergeben. An der Vergangenheit hatte sein Arbeitgeber kein Interesse. Ressortleiter, die sich für Rogosch verwandten und blieben, fanden sich im Jahr 2003 in einem von ihnen als Besenkammer empfundenen Raum wieder.

Sie waren Kolb & Co. im Wege, auf ihrem Marsch zur „Zeitung der Zukunft“, die Medienhaus genannt wird. Radio, Fernsehen, Anzeigenblätter, Callcenter, Postzustelldienst – alles Schwäbischer Verlag, alles „konsequente Ausrichtung am Markt“, wie es die Geschäftsleitung ausdrückt. Und weil der Markt alles regelt, kann es auch notwendig sein, Redaktionen ganz zu schließen, wie in Ulm, Schramberg und Rottweil geschehen. Nicht zu vergessen das gedruckte Premiumprodukt, das der zum Mediendirektor aufgestiegene Chefredakteur Joachim Umbach als erfolgreichste Zeitung Baden-Württembergs rühmt. Rein quantitativ betrachtet, mit einer Auflage von 190.000 Exemplaren, sogar zu Recht. Inhaltlich wird es rätselhaft, weil für Außenstehende nicht erkennbar wird, wohin das Flaggschiff segeln soll. „Pfeilgerade auf den Boulevard“, wie der Ravensburger Altlandrat Guntram Blaser (CDU) vermutet. Oder ins seichte Gewässer, wie der Grüne Oswald Metzger mosert, der das „oberflächliche Blättchen“ schon längst abbestellt hätte, wenn er das Lokale nicht bräuchte. Metzgers Kompetenz ist unbestritten, schließlich tourt der Schussenrieder für Bertelsmann und die Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft durch die Republik.

Natürlich stimmt das alles nicht. Die neue Schwäbische ist ausschließlich für den Leser da, abgedeckt durch eine Markt –

forschung, die seine Bedürfnisse en detail erfragt hat. Er will es farbig, wie die Welt drum herum, kleinteilig portioniert für den Kopf, der nicht überfordert werden darf, und immer ganz nah am Menschen. Und das haben die früheren Lokalverleger vom Allgäu, Bodensee, Schwarzwald und von der Ostalb, die noch in alten Kategorien dachten, offensichtlich nicht verstanden, weshalb sie von der Leutkircher Zentrale übernommen werden mussten. Seitdem sitzen an ihrer Stelle dynamische Geschäftsführer und redaktionelle Regionalchefs (die gerne von der „Glocke“ im westfälischen Oelde angeworben werden), die alle nur ein Ziel haben, das Mediendirektor Umbach klar abgesteckt hat: „Die Heimat kennen, die Welt verstehen!“ Der 59-Jährige ist 1998 von der Neuen Ruhrzeitung gekommen und hat ein Blatt vorgefunden, das, so seine tiefe Überzeugung, nicht überlebt hätte, wenn es so fortgeführt worden wäre, wie er es wahrgenommen hat. Als Sprachrohr der CDU, rechtskonservativ und im schwarzen Filz verhockt. Undenkbar damals, meint er, dass der schwule Christopher Street Day Eingang in die Spalten gefunden hätte. Er wollte die Zeitung offener, liberaler und auch kritischer haben, sagt er.

Weil das für die alteingesessenen Redakteure möglicherweise noch eher vage klang, haben sie es schriftlich gekriegt. In wohlüberlegten Leitsätzen wurde festgehalten, dass die Journalisten der Reißverschluss zwischen zuhause und der Welt sein müssen, dass sie von Mensch zu Mensch, für Herz und Hirn kommunizieren müssen, dass sie klar und leicht schreiben müssen, auch bei schweren Themen, und dass sie mit ihren Lesern auf Augenhöhe verkehren müssen. Als neue Standards waren verbindlich: Gespräche mit der Anzeigen- und Vertriebsabteilung (womit die Trennung zwischen Verlag und Redaktion aufgehoben ist), eine Klatschspalte, ein Test (öffentliche Toiletten), Kummertelefon, Redaktion vor Ort. Machen mussten das alle, weil die Zeit der Spezialisten vorbei war und die Stunde der Generalisten geschlagen hatte. Und damit das alles in geordneten Bahnen verlief, bekam jedes Lokalblatt einen Redakteur von außen als Paten zur Seite gestellt, der auf die Standards achten sollte. Allerdings nicht im mafiösen Sinn, wie das Protokoll vermerkt, sondern in christlichem Geiste.

In Biberach, im März 2002, muss da irgendjemand irgend etwas falsch verstanden haben. Dort gab es einen Lokalchef, der 34 Jahre über die Geschicke der Stadt berichtet hatte. Stets kundig, nie böse, verwoben im kulturellen Leben, das er mit tragenden Rollen im „Dramatischen Verein“ bereichert hatte. Gunther Dahinter hieß er und er war, wie der Oberbürgermeister versicherte, eine Institution. Das hinderte die Leutkircher Leservereherer freilich nicht, den altgedienten Journalisten auszumustern. Es habe länger andauernde Meinungsverschiedenheiten gegeben, begründete Umbach, das komme nun mal in den besten Firmen vor. Auch in Biberach versammelte sich darauf hin eine große Menschenmenge, angeführt von ihrem Stadtoberhaupt, das die Kündigung des 59-Jährigen unmenschlich und empörend nannte. Aber auch dieser Protest verhallte ungehört. Man werde sich dem öffentlichen Druck nicht beugen, sagte Umbach, die Unabhängigkeit nicht nehmen lassen.

Die Autonomie zu entlassen führte Dahinter in den Vorruhestand, in dem er darüber nachdenken konnte, worin die unterschiedlichen Meinungen bestanden. Als Variante eins kommt in Betracht, dass er, der so gerne mit dem Füller auch schwierige Texte verfasste, die Leitsätze mit ihren Standards nicht verstanden hat. Als Variante zwei ist zu erwägen, und das fügt sich erschwerend hinzu, dass er einem Untergebenen Artikel durchgehen liess, die weder dem Chefredakteur noch dem Landrat gefielen.

Jungredakteur Roland Reck hatte sich um heikle Themen gekümmert wie Mobbing in einer kirchlichen Behinderten-Einrichtung, um Missstände bei der Sozialhilfe im Landratsamt und, besonders gefährlich, um Verstöße gegen das Landesjagdgesetz. Das hätte er nicht tun sollen, denn Landrat Peter Schneider (CDU), ein passionierter Pirschgänger, der später Präsident des Sparkassenverbandes werden sollte, fühlte sich persönlich angegriffen. Inwieweit seine Beschwerden die unabhängige und christliche Zeitung bewegen haben, mit Dahinten auch gleich noch seinen Redakteur Reck zu entsorgen, durfte dem Urteil des geneigten Lesers überlassen werden. Umbach dementierte selbstredend jeden Zusammenhang. Allerdings, so betont er heute, habe Kampagnenjournalismus bei der „Schwäbischen“ keinen Platz.

Der junge Reck hat die neue Freiheit genutzt und etwas umgesetzt, was in vielen oberschwäbischen Köpfen herumspukt.

Er hat eine eigene Zeitung gegründet. Sie heißt Blix, erscheint im klammen Aulendorf und ist ein Monatsmagazin, das sich angenehm abhebt von jenen Objekten des Schwäbischen Verlags, die Oettinger gerne mit Ö schreiben und nur noch schwer erkennen lassen, wo der redaktionelle Raum beginnt und die Reklame aufhört. Recks Magazin ist ein journalistisches Produkt, das auch Kritisches nicht scheut, wobei ihm der größte Zuspruch sicher ist, wenn er das Lieblingsthema auflegt: die Schwäbische Zeitung, die von seinen Lesern vorzugsweise SchwäZ genannt wird.

Wann immer sie im Blatt steht, öffnen sich Schleusen. Heraus schießt ein Schwall von Frust, über Jahre angesammelt, als wäre endlich die Zeit angebrochen, sagen zu können, was nie einen Resonanzboden gefunden hat. Hofberichterstattung wird gegeißelt, gähnende Langeweile beklagt, katholische Scheinheiligkeit angeprangert. Ein ausgeschiedener Redakteur berichtet in einem Leserbrief von „Mobbing der übelsten Sorte“. Ein Vorwurf, den der Schwäbische Verlag vehement zurückweist. Ein früherer Lokalchef hofft auf Ausdauer und dass die Schwäbische das Blix „nicht plattmachen wird“. Er weiß, wie stramm die Leutkircher zu Werke gehen, er hat erlebt, warum ein Kollege in seiner Stadt, auch der ein mehrfacher Familienvater, nicht mehr kompatibel war.

Das ist das wirklich Neue an dieser Zeitung, die einst den Anspruch hatte, seriös zu sein. Getragen vom Geist der hoch angesehenen Frankfurter Zeitung, deren Redakteure bei der Gründung Pate standen, fortgeführt von Verlegern, die noch an den Verfassungsauftrag der Presse glaubten, und entscheidend geprägt von Chefredakteur Zodel (1963 bis 1988), war die Schwäbische Zeitung ein Blatt, das weit über sein Verbreitungsgebiet hinaus Gewicht hatte. Sie war die Stimme Oberschwabens, identitätsstiftend für die Region, beachtet und ernstgenommen im Land. Das ist vorbei. Sogar Erwin Teufel, der frühere Edelfan, spricht inzwischen von einem Trauerspiel.

Das wäre zu ertragen, wäre da nicht der nach wie vor gültige Satz, dass die Demokratie eine Presse braucht, die informiert, kritisiert, recherchiert. Wie das aber leisten, wenn die wenigen Köpfe immer hart am Anschlag arbeiten, das Beliebige und Zusätzliche an inhaltsleeren Kästchen immer mehr Arbeit erfordert? Selbst in den Amtszimmern der Bürgermeister schütteln sie inzwischen den Kopf über das dünne Druckerzeugnis, zu dem sie keine Alternative haben. Wenn's nur zum Lachen verleitete, wären viele von ihnen stets vergnügte Menschen, die sich köstlich über solche Meldungen auf Seite eins amüsierten: „Beim Überfall auf eine Tankstelle in Bad Wurzach hat ein maskierter Räuber am späten Sonntagabend eine Tankstelle in Bad Wurzach überfallen“. Fein säuberlich hat ein Schultes

aufgelistet, wann die Vor- und Nachnamen verdienter Bürger wieder einmal falsch geschrieben wurden, wann peinliche Korrekturen unter der Rubrik „So stimmt's" vorgenommen werden mussten, wann sich Phantasienamen in die Berichte eingeschlichen haben und Fotos die falschen Personen zeigten. Selbst den Fanfarenzug des Fürsten Zeil ließ das Blatt zum 45-jährigen Bestehen ausrücken. Pech nur, dass es der Leutkircher Fanfarenzug war.

Einer der Bürgermeister ist weit davon entfernt, seinen Frust, in den sich bisweilen auch Heiterkeit mischt, auf der Redaktion in seinem Ort abzuladen. Sie ist so dünn besetzt, dass die Fehler eingebaut sind. Er hat auch schon versucht, mit Themenvorschlägen zu helfen - aber wer soll's machen? Seine Stadt amüsierte sich inzwischen über die Zeitung, sagt er, was für eine langjährige Leidenschaft ihrer Bürger spricht, die ihr Geld freilich nicht für die Titanic ausgeben. Kein Wunder, dass er und viele andere Kollegen darüber nachdenken, eigene Amtsblätter herauszugeben, dass sich die Proteste auch bei den Kommunalpolitikern mehren, quer durch alle Parteien.

Für die Region ist diese Entwicklung äußerst bedenklich.

Wenn sich Politiker dazu aufgerufen fühlen, die Information zu sichern, nicht im Sinne einer Hofberichterstattung, sondern zur Gewährleistung von Öffentlichkeit, dann hat die Vierte Gewalt aufgehört, ihrer Pflicht nachzukommen. Nebenbei gesagt: dann können Judikative, Legislative und Exekutive in diesem Land - strich auch weiterhin an ihrem Filz weben, ohne dabei gestört zu werden. Und sollte es einer wagen, weil er glaubt, das sei seine Aufgabe, wird er einfach mundtot gemacht. Von denen, die dazu von den Vätern des Grundgesetzes mit diesem Auftrag betraut worden sind.

So ist es nur konsequent, an eine noch höhere Instanz zu appellieren. An Seine Durchlaucht. Er erhält Briefe voller Bitterkeit, die ihm altgediente und ausgesonderte Redakteure, durchaus auch leitender Art, schicken. In ihnen fragen sie, ob er noch erkennen könne, für welche Werte seine Zeitung stehe, ob er sie seinen Enkelkindern guten Gewissens zur Lektüre geben könne? Ob er neben dem publizistischen Niedergang auch den Verlust von Moral und Anstand im Verlag, das Klima der Angst in der Redaktion registriere? Einer der Briefe endet mit der Bitte, doch den Untertitel „Unabhängige Zeitung für christliche Kultur und Politik" verschwinden zu lassen. In seiner Antwort bleibt der Zeiler Fürst, der einst das Banner christlicher Vernunft vor sich hergetragen hat, merkwürdig unbestimmt. Wünsche für Verbesserungen blieben immer offen, schreibt Seine Durchlaucht. Er sehe sich allerdings aufgrund seines fortgeschrittenen Alters gezwungen, sich mehr und mehr aus den aktiven Geschäften zurückzuziehen. Mediendirektor Umbach pflegt in solchen Fällen mit dem Hinweis zu kontern, die Kritiker verharren wohl noch in den Denkstrukturen der siebziger und achtziger-Jahre.